

HEYNE <

AMITAV GHOSH

Das mohnrote
Meer

Roman



AMITAV GHOSH

DAS MOHNROTE
M E E R

ROMAN

Aus dem Englischen von Barbara Heller
und Rudolf Hermstein

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Die Originalausgabe SEA OF POPPIES erschien bei Hodder & Stoughton, London

Vollständige deutsche Ausgabe 11/2009

Copyright © 2008 by Amitav Ghosh
Copyright © 2008 der deutschen Ausgabe by Karl Blessing
Verlag,

München, in der Penguin Random House Verlagsgruppe
GmbH, Neumarkter Str. 28, 81673 München

Copyright © 2009 dieser Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH
Redaktion und Glossar am Schluss des Bandes von Ditte
Bandini

und Giovanni Bandini

Umschlaggestaltung: Kornelia Rumberg,
www.rumbergdesign.de,

Umschlagmotive: © Composing von Kornelia Rumberg
unter Verwendung von Bildmotiven von
Shutterstock.com (Eva Bidiuk und Lovely Mandala)

Satz: Leingärtner, Nabburg

ISBN 978-3-641-11362-9
V003

www.heyne.de
www.penguinrandomhouse.de

DAS BUCH

»Das Bild eines stolzen Schiffes unter vollen Segeln trat Diti an einem ganz gewöhnlichen Tag vor Augen, aber sie wusste sofort, dass die Vision ein Fingerzeig des Schicksals war.«

Als Diti nach dem Tod ihres Mannes erfährt, dass sie in der Hochzeitsnacht unter Drogen gesetzt und von ihrem Schwager vergewaltigt wurde, flieht sie mit ihrer kleinen Tochter nach Kalkutta, wo das Schiff aus ihrer Vision bereits auf sie zu warten scheint. Für die junge Frau bedeutet die »Ibis« Hoffnung und Neuanfang. Doch hinter der Mündung des Ganges wartet das »schwarze Wasser«, so dunkel und geheimnisvoll wie die Vergangenheit, der die Menschen an Bord entfliehen wollen.

»Ein erstaunliches Panorama bewegender Schicksale.«

Frankfurter Allgemeine Zeitung

»Amitav Ghosh ist ein umwerfender Erzähler.« **Die Weltwoche**

DER AUTOR

Amitav Ghosh, 1956 in Kolkata (früher Kalkutta) geboren, studierte Geschichte und Sozialanthropologie in Neu-Delhi und unterrichtete unter anderem an der Columbia und der Harvard University. Der große Durchbruch gelang dem schon vielfach ausgezeichneten Autor weltweit mit **Der Glaspalast**. Mit seiner Frau und seinen zwei Kindern lebt er in New York, Kolkata und auf Goa. Vom Unterrichten hat er sich mittlerweile zurückgezogen, um den zweiten Teil der Ibis-Trilogie fertigzustellen.

**Für Nayan
zum fünfzehnten**

Inhaltsverzeichnis

DAS BUCH

DER AUTOR

ERSTER TEIL - Land

ERSTES KAPITEL

ZWEITES KAPITEL

DRITTES KAPITEL

VIERTES KAPITEL

FÜNFTES KAPITEL

SECHSTES KAPITEL

SIEBTES KAPITEL

ZWEITER TEIL - Fluss

ACHTES KAPITEL

NEUNTES KAPITEL

ZEHNTES KAPITEL

ELFTES KAPITEL

ZWÖLFTES KAPITEL

DREIZEHNTES KAPITEL

VIERZEHNTE KAPITEL

FÜNFZEHNTE KAPITEL

DRITTER TEIL - Meer

SECHZEHNTE KAPITEL

SIEBZEHNTE KAPITEL

ACHTZEHNTE KAPITEL

NEUNZEHNTE KAPITEL

ZWANZIGSTES KAPITEL

EINUNDZWANZIGSTES KAPITEL

ZWEIUNDZWANZIGSTES KAPITEL

GLOSSAR

DANKSAGUNG

Copyright

ERSTER TEIL

Land

ERSTES KAPITEL

Das Bild eines stolzen Schiffes unter vollen Segeln auf hoher See trat Diti an einem ganz gewöhnlichen Tag vor Augen, aber sie wusste sofort, dass die Vision ein Fingerzeig des Schicksals war, denn sie hatte ein solches Schiff noch nie zuvor gesehen, nicht einmal im Traum. Wie auch, da sie doch im nördlichen Bihar lebte, vierhundert Meilen von der Küste entfernt? Ihr Dorf lag so weit im Landesinneren, dass das Meer so fern schien wie die Unterwelt: Es war der Abgrund der Finsternis, wo der heilige Ganges im **kālā-pānī** verschwand, im »Schwarzen Wasser«.

Es geschah am Ende des Winters, in einem Jahr, in dem die Mohnpflanzen merkwürdig lange zögerten, ihre Blütenblätter abzuwerfen: Meilenweit schien der Ganges, von Benares abwärts, zwischen zwei Gletschern dahinzufließen, denn seine Ufer waren mit dicken Teppichen weiß blühender Blumen bedeckt. Es war, als hätten sich die Schneemassen des Himalaja über die Ebenen gebreitet, um auf das Holi-Fest mit seinen üppigen Frühlingsfarben zu warten.

Das Dorf, in dem Diti lebte, lag unweit der Stadt Ghazipur, ungefähr fünfzig Meilen östlich von Benares. Wie alle ihre Nachbarn war Diti besorgt wegen der verspäteten Mohnernte. An dem bewussten Tag stand sie früh auf und erledigte mechanisch ihre täglichen Pflichten, legte für Hukam Singh, ihren Mann, frisch gewaschene Kleidung zurecht, einen Dhoti und eine **kamīz**, und stellte das eingelegte Gemüse und die **rotīs** bereit, die er zu Mittag essen würde. Als sie sein Essen eingepackt hatte, legte sie eine Pause ein, um rasch in ihren Schrein zu gehen. Später,

wenn sie gebadet und sich umgezogen hatte, würde sie ihre **pūjā** verrichten, mit Blumen und Opfertagen; jetzt aber, noch im Nachtsari, trat sie nur unter die Tür und legte kurz die Hände aneinander.

Schon bald kündigte ein quietschendes Rad den Ochsenkarren an, der Hukam Singh in die Fabrik im drei Meilen entfernten Ghazipur bringen würde. Kein weiter Weg, aber doch so weit, dass Hukam Singh ihn nicht zu Fuß zurücklegen konnte, denn er war als Sepoy in einem britischen Regiment am Bein verwundet worden. Die Behinderung war jedoch nicht so schwer, dass er Krücken gebraucht hätte – er konnte ohne Hilfe bis zu dem Karren gehen. Diti, die ihm mit einem Schritt Abstand folgte, trug ihm in einem Tuch sein Essen und sein Wasser nach und händigte ihm das Päckchen aus, als er auf den Karren gestiegen war.

Kalua, der Fahrer des Ochsenkarrens, war ein Hüner, machte aber keine Anstalten, seinem Fahrgast zu helfen, und achtete darauf, sein Gesicht vor ihm zu verbergen: Er war Chamar, und für Hukam Singh als Angehörigem der hohen Rajput-Kaste wäre der Anblick seines Gesichts ein böses Omen für den bevorstehenden Tag gewesen. Nachdem er auf den Karren geklettert war, saß der frühere Sepoy nun mit dem Rücken zu Kalua und hielt sein Bündel auf dem Schoß, damit es nicht mit irgendwelchen Gegenständen des Fahrers in Berührung kam. So saßen sie, Fahrer und Fahrgast, während der Karren über die Straße nach Ghazipur rumpelte – in freundschaftlichem Gespräch zwar, doch ohne sich auch nur einmal anzusehen.

Auch Diti verbarg sorgsam ihr Gesicht vor Kalua; erst als sie wieder ins Haus ging, um Kabutri, ihre sechsjährige Tochter, zu wecken, ließ sie es zu, dass der **ghūngat** ihres Saris ihr vom Kopf rutschte. Kabutri lag zusammengerollt auf ihrer Matte, und Diti erkannte an ihrem rasch wechselnden Gesichtsausdruck – bald schmollte, bald

lächelte sie –, dass sie tief in einem Traum befangen war. Sie wollte sie schon wecken, doch dann hielt sie inne und trat zurück. Im Gesicht ihrer schlafenden Tochter entdeckte sie die Konturen ihrer eigenen Züge – die gleichen vollen Lippen, die gleiche rundliche Nase, das gleiche vorspringende Kinn –, nur waren die Linien bei dem Kind noch klar und scharf, während sie bei ihr mit der Zeit undeutlich geworden waren, gleichsam verwischt. Nach sieben Jahren Ehe war Diti selbst noch kaum mehr als ein Kind, auch wenn sich in ihrem dichten schwarzen Haar schon ein paar weiße Fäden zeigten. Ihre Gesichtshaut, von der Sonne ausgedörnt und gedunkelt, wurde um Mundwinkel und Augen herum bereits schuppig und rissig. Doch bei allen Sorgenfalten und aller Unscheinbarkeit ihres Äußeren hob sie sich doch in einem vom Alltäglichen ab: Sie hatte hellgraue Augen, was in diesem Teil des Landes ungewöhnlich war. Die Farbe – oder die Farblosigkeit – ihrer Augen bewirkte, dass man sie zugleich für eine Blinde und eine Seherin halten konnte. Das verunsicherte die Kinder und verstärkte ihre Vorurteile und abergläubischen Ansichten so sehr, dass sie ihr manchmal Schimpfwörter nachriefen – **churail, dāiniyā** –, als wäre sie eine Hexe. Doch ein einziger Blick aus ihren Augen genügte, und sie stoben davon. Obwohl Diti durchaus ein wenig stolz darauf war, dass sie diese Macht besaß, war sie um ihrer Tochter willen froh, ihr diesen Aspekt ihres Aussehens nicht vererbt zu haben – sie erfreute sich an Kabutris dunklen Augen, die so schwarz waren wie ihr glänzendes Haar. Als sie so auf das träumende Gesicht ihrer Tochter hinabsah, lächelte Diti und beschloss, sie doch nicht zu wecken: In drei bis vier Jahren würde das Mädchen heiraten und fortgehen; sie würde noch genug arbeiten müssen, wenn sie erst im Haus ihres Mannes lebte; die wenigen Jahre, die sie noch daheim war, konnte sie sich genauso gut ausruhen.

Diti aß rasch einen Bissen **roti** und trat dann auf den flachen Vorplatz aus gestampfter Erde hinaus, der ihre Lehmhütte von den Mohnfeldern trennte. Im Licht der Morgensonne sah sie mit großer Erleichterung, dass einige der Blüten endlich begonnen hatten, ihre Blätter abzuwerfen. Auf dem Nachbarfeld war Chandan Singh, der jüngere Bruder ihres Mannes, bereits bei der Arbeit. Mit seinem Opiummesser ritzte er einige der kahlen Kapseln an; trat über Nacht genügend Saft aus, würde er morgen mit seiner Familie das ganze Feld bearbeiten. Der Zeitpunkt musste genau stimmen, denn die kostbare Milch floss nur während einer kurzen Spanne im Lebenszyklus der Pflanze: ein, zwei Tage zu früh oder zu spät, und die Mohnkapseln waren so wertlos wie Unkrautblüten.

Chandan Singh hatte Diti auch gesehen, und er war einer, der niemanden vorbeigehen lassen konnte, ohne ihn anzusprechen. Ein lüstern blickender, weichlicher junger Mann mit einer Brut von fünf Kindern, ließ er keine Gelegenheit aus, Diti ihre geringe Nachkommenschaft vorzuhalten. »Was ist los?«, rief er und leckte einen Tropfen frischen Saft von der Spitze seines Messers. »Wieder allein bei der Arbeit? Wie lange willst du noch so weitermachen? Du brauchst einen Sohn, der dir zur Hand gehen kann. Schließlich bist du nicht unfruchtbar ...«

Diti kannte die Art ihres Schwagers zur Genüge, und es fiel ihr nicht schwer, seine anzüglichen Reden zu ignorieren: Sie kehrte ihm den Rücken und ging, einen großen Korb auf der Hüfte, zu ihrem eigenen Feld. Zwischen den Reihen der Mohnblumen war die Erde mit seidigen Blütenblättern bedeckt, und sie scharfte sie mit beiden Händen zusammen und legte sie in ihren Korb. Noch vor ein, zwei Wochen hätte sie sich seitwärts bewegt, um die Blüten nicht zu berühren, doch nun schritt sie munter aus und beachtete es kaum, wenn ihr wehender Sari die Blütenblätter büschelweise von den reifenden

Kapseln streifte. Als der Korb voll war, trug sie ihn zurück und entleerte ihn neben dem **chūlhā**, dem Herd vor dem Haus, auf dem sie meist das Essen kochte. Dieser Teil des Eingangs lag im Schatten eines riesigen Mangobaums, an dem sich gerade erst die Grübchen zeigten, aus denen die ersten Knospen des Frühlings entspringen würden. Froh, der Sonne entronnen zu sein, ging Diti vor dem Herd in die Hocke und warf einen Armvoll Feuerholz in die Asche, unter der noch die Glut vom Abend zuvor glomm.

Kabutri war aufgewacht, und als sie in der Tür erschien, war Ditis nachsichtige Stimmung verflogen. »So spät?«, schalt sie. »Wo bleibst du denn? Denkst du, es gibt nichts zu tun?«

Diti trug ihrer Tochter auf, die Mohnblütenblätter zu einem Häufchen zusammenzufegen, während sie damit beschäftigt war, das Feuer anzufachen und eine schwere eiserne Pfanne zu erhitzen. Als die Pfanne heiß genug war, streute sie eine Handvoll Blütenblätter hinein und drückte sie mit einem Lumpen an. Durch das Rösten verfärbten sie sich dunkel und klebten zusammen, sodass sie schon bald genauso aussahen wie die runden **rotīs** aus Weizenmehl, die Diti ihrem Mann zum Mittagsmahl mitgegeben hatte. Und »**rotī**« war auch der Name dieser Mohnblütenhüllen, obwohl sie einem ganz anderen Zweck dienten als ihre Namensvettern: Sie wurden an die Sudder Opium Factory verkauft, die Opiumfabrik in Ghazipur, wo man mit ihnen die irdenen Behälter auskleidete, in denen das Opium verpackt wurde.

Kabutri hatte unterdessen etwas Teig geknetet und ein paar **rotīs** gerollt, und Diti buk sie noch rasch, bevor sie das Feuer löschte: Die **rotīs** wurden beiseitegelegt, um später zu den Resten vom Vortag gegessen zu werden – abgestandenem **alūposta**, in Mohnsamenpaste gegarten Kartoffeln. Nun wandten sich ihre Gedanken wieder ihrem Schrein zu: Da die Stunde der mittäglichen **pūjā** nahte,

wurde es Zeit für ein Bad im Fluss. Nachdem sie in Kabutris und ihr eigenes Haar Mohnsamenöl einmassiert hatte, legte sie sich ihren zweiten Sari über die Schulter und ging mit ihrer Tochter über das Feld zum Wasser hinunter.

Die Mohnpflanzen endeten an einem sandigen Ufer, das sanft zum Ganges hin abfiel; von der Sonne aufgeheizt, war der Sand so heiß, dass er an den Sohlen ihrer nackten Füße brannte. Plötzlich fiel die Last mütterlicher Wohlanständigkeit von Ditis gebeugten Schultern ab, und sie rannte hinter ihrer Tochter her, die ein Stück vorausgelaufen war. Unten am Wasser richteten sie mit lauter Stimme ein Bittgebet an den Fluss - »**Jay gangā maiyā kī...**«, holten tief Luft und sprangen hinein.

Beide lachten, als sie wieder an die Oberfläche kamen: Es war die Jahreszeit, in der das Wasser sich nach dem ersten Schock schon bald als erfrischend kühl erweist. Obwohl die große Sommerhitze erst in einigen Wochen einsetzen würde, war der Strom schon merklich geschrumpft. Diti wandte sich nach Westen, wo Benares lag, und hob ihre Tochter hoch, sodass sie eine Handvoll Wasser als Tribut an die heilige Stadt verspritzen konnte. Zusammen mit der Opfergabe floss ein Blatt aus den Händen des Kindes. Sie sahen zu, wie es flussabwärts trieb, auf die Ghats von Ghazipur zu.

Die Mauern der Opiumfabrik von Ghazipur waren teilweise hinter Mango- und Jackfruchtbäumen verborgen, aber die britische Flagge auf dem Dach überragte knapp die Wipfel, desgleichen der Turm der Kirche, in der die Aufseher der Fabrik beteten. An dem Ghat der Fabrik hatte ein einmastiger Patela festgemacht, der den Wimpel der britischen Ostindien-Kompanie führte. Er hatte eine Ladung **chalān**-Opium aus einer der Niederlassungen der Kompanie geholt und wurde gerade von einer langen Reihe von Kulis entladen.

»Ma«, sagte Kabutri und schaute zu ihrer Mutter auf, »wo fährt das Boot hin?«

Diese Frage war es, die Ditis Vision auslöste: Plötzlich stand ihr das Bild eines riesigen Schiffes mit zwei hoch aufragenden Masten vor Augen. An den Masten waren große, blendend weiße Segel angeschlagen. Der Bug des Schiffes verjüngte sich zu einer Galionsfigur mit einem langen Schnabel, wie bei einem Storch oder einem Reiher. Im Hintergrund, nicht weit vom Bug, stand ein Mann, und obwohl sie ihn nicht deutlich sah, hatte sie das Gefühl, dass es sich um einen ganz bestimmten, ihr aber nicht bekannten Menschen handelte.

Diti wusste, dass sie nichts Materielles vor sich sah – wie etwa den vor der Fabrik festgemachten Lastkahn. Sie hatte das Meer noch nie gesehen, war nie über ihren Bezirk hinausgekommen, hatte nie eine andere Sprache als ihr heimatliches Bhojpuri gesprochen, und doch hegte sie nicht den geringsten Zweifel, dass es dieses Schiff tatsächlich irgendwo gab und dass es auf sie zuhielt. Diese Gewissheit machte ihr Angst, denn sie hatte noch nie etwas gesehen, was dieser Erscheinung auch nur entfernt ähnlich gewesen wäre, und konnte sich nicht erklären, was es bedeuten mochte.

Kabutri merkte, dass etwas Ungewöhnliches geschehen war, denn sie wartete eine Weile und fragte erst dann: »Ma? Was schaust du an? Was siehst du?«

Ditis Gesicht war zu einer Maske der Furcht und der Vorahnung erstarrt, als sie mit zitternder Stimme sagte: »**Betī**, ich habe ein Schiff gesehen.«

»Meinst du das Boot dort drüben?«

»Nein, **betī**, es war ein Schiff, wie ich noch nie eins gesehen habe. Es war wie ein großer Vogel, mit Segeln wie Flügel und einem langen Schnabel.«

Kabutri schaute flussabwärts und fragte: »Kannst du zeichnen, was du gesehen hast?«

Diti nickte, und sie wateten ans Ufer. Sie zogen sich rasch um und füllten einen Krug mit Wasser aus dem Ganges. Als sie wieder zu Hause waren, zündete Diti eine Lampe an und führt Kabutri in den Schrein. Der dunkle Raum hatte rußgeschwärzte Wände und roch durchdringend nach Öl und Räucherwerk. Drinnen stand ein kleiner Altar mit Statuetten von Shiva und Ganesh und gerahmten Drucken von Durga und Krishna. Doch der Raum war nicht nur ein Schrein für die Götter, sondern auch Ditis persönliches Pantheon der Verehrung, und er enthielt viele Andenken an ihre Familie und ihre Vorfahren - darunter Erinnerungsstücke wie die Holzpantinen ihres verstorbenen Vaters, eine Halskette aus **rudrāksha**-Perlen, die sie von ihrer Mutter geerbt hatte, und verblasste Abdrücke von den Füßen ihrer Großeltern, die ihnen auf dem Scheiterhaufen abgenommen worden waren. Die Wände um den Altar waren Bildern vorbehalten, die Diti selbst umrissartig auf papierähnliche Scheiben aus Mohnblütenblättern gezeichnet hatte, darunter die Kohlezeichnungen von zwei Brüdern und einer Schwester, die schon im Kindesalter gestorben waren. Auch einige noch lebende Verwandte waren vertreten, doch nur in Gestalt skizzenhafter Porträts auf Mangoblättern: Diti glaubte, es bringe Unglück, wenn man versuchte, allzu realistische Bildnisse derer anzufertigen, die noch auf dieser Erde weilten. So war ihr geliebter älterer Bruder Kesri Singh nur mit ein paar Strichen angedeutet, die sein Sepoy-Gewehr und seinen aufwärtsgezwirbelten Schnurrbart darstellten. Als sie jetzt ihren Schrein betrat, hob Diti ein grünes Mangoblatt auf, tauchte eine Fingerspitze in ein Schälchen mit zinnoberroter Farbe und zeichnete mit wenigen Strichen zwei flügelähnliche Dreiecke in der Schwebe über einem geschwungenen Gebilde, das in einen hakenförmigen Schnabel auslief. Es hätte ein Vogel im Flug sein können, doch Kabutri erkannte

sofort, was es war – ein Bild von einem Zweimaster mit gesetzten Segeln. Sie staunte darüber, dass ihre Mutter das Bild gezeichnet hatte, als stelle es etwas dar, was es wirklich gab.

»Kommt es in den Schrein?«, fragte sie.

»Ja«, sagte Diti.

Kabutri verstand nicht, was ein Schiff im Andachtsraum der Familie zu suchen hatte. »Aber warum?«, fragte sie. »Ich weiß nicht.« Diti fragte sich selbst, woher ihre Gewissheit kam. »Ich weiß einfach, dass es da hingehört; und nicht nur das Schiff selbst, sondern auch viele von denen, die auf dem Schiff sind; auch sie gehören an die Wände des Schreins.« »Aber was sind das für Leute?«, wollte das Kind wissen.

»Ich weiß es noch nicht«, sagte Diti. »Aber ich weiß, dass sie kommen werden und dass ich sie sehen werde.«

Die höchst ungewöhnliche geschnitzte Figur, die das Bugspriet der **Ibis** trug – der Kopf eines Vogels mit einem langen Schnabel –, genügte denen, die so etwas brauchten, als Beweis dafür, dass dies in der Tat das Schiff war, das Diti sah, als sie bis an die Hüften im Wasser des Ganges stand. Später sollten sogar altgefahrene Seeleute zugeben, dass Ditis Zeichnung ihren Gegenstand geradezu unheimlich genau wiedergab, zumal wenn man bedachte, dass sie von jemandem angefertigt worden war, der noch nie einen Zweimastschoner oder überhaupt irgendein hochseetaugliches Schiff gesehen hatte.

Mit der Zeit setzte sich bei den vielen, die nach und nach in der **Ibis** ihren Ahnen sahen, die Überzeugung durch, dass es der Fluss selbst gewesen war, der Diti die Vision beschert hatte: dass das Bild der **Ibis** elektrischem Strom gleich flussaufwärts transportiert worden war, sobald das Schiff mit dem heiligen Gewässer in Berührung kam. Das würde bedeuten, dass es in der zweiten Märzwoche 1838

geschah, denn in dieser Woche ging die **Ibis** vor der Ganga-Sagar-Insel, wo der heilige Fluss sich in den Golf von Bengalen ergießt, vor Anker. Hier wartete die **Ibis** auf den Lotsen, der sie nach Kalkutta führen sollte, und von hier aus sah Zachary Reid zum ersten Mal indischen Boden. Was er sah, war ein dichtes Mangrovendickicht und ein schlammiger Küstenstreifen, der unbewohnt schien, bis die Bumboote ausschwärmten – eine kleine Flottille von Dingis und Kanus, deren Besitzer darauf aus waren, den neu eingetroffenen Seeleuten Obst, Fisch und Gemüse zu verkaufen.

Zachary Reid war von mittelgroßer, kräftiger Statur, mit einer Haut von der Farbe alten Elfenbeins und einem gewaltigen Schopf lackschwarzer Locken, die ihm über die Stirn und in die Augen fielen. Seine Augen waren genauso dunkel wie sein Haar, jedoch mit haselnussbraunen Glitzerpünktchen durchsetzt: Als er ein Kind war, sagten die Leute oft, zwei Augensterne wie die seinen könne man einer Herzogin als Diamanten verkaufen. (Später, als es an der Zeit war, ihn in Ditis Schrein aufzunehmen, wurde viel Aufhebens von seinem leuchtenden Blick gemacht.) Weil er oft und gern lachte und sich stets heiter und unbeschwert gab, hielten ihn manche für jünger, als er war, aber Zachary belehrte sie immer rasch eines Besseren: Als Sohn einer freigelassenen Sklavin aus Maryland war er sehr stolz darauf, dass er sein genaues Alter, ja sogar das genaue Datum seiner Geburt kannte: Er sei zwanzig, sagte er denen, die sich geirrt hatten, nicht einen Tag jünger und nur wenige älter.

Zachary hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, jeden Tag an mindestens fünf Dinge zu denken, die er preisen konnte, eine Übung, die seine Mutter ihm verordnet hatte, als notwendiges Korrektiv für eine bisweilen allzu spitze Zunge. Seit seiner Abreise aus Amerika hatte fast täglich die **Ibis** selbst auf seiner Liste preiswürdiger Dinge

gestanden. Nicht, dass sie besonders schnittig oder rassig gewesen wäre, ganz im Gegenteil: Die **Ibis** war ein Schoner von altmodischem Aussehen, weder so schlank noch mit einem so glatten Deck wie die Klipper, für die Baltimore berühmt war. Sie hatte ein kurzes Achterdeck, eine erhöhte Back mit Backdeck am Bug und ein Deckshaus mittschiffs, das als Kombüse und Kabine für die Bootsleute und Stewards diente. Ihres stark gegliederten Hauptdecks und ihres bauchigen Rumpfes wegen wurde die **Ibis** von alten Seeleuten manchmal für eine schonergetakelte Bark gehalten: Ob das seine Berechtigung hatte, wusste Zachary nicht zu sagen, aber für ihn war sie nie etwas anderes als der Toppsegelschoner, den er vorfand, als er auf ihr anheuerte. Aus seiner Sicht besaß die jachtähnliche Takelung der **Ibis** eine ganz ungewöhnliche Anmut, denn ihre Segel standen in Richtung der Längsachse statt quer zum Rumpf. Er konnte sich schon vorstellen, dass sie mit vollen Segeln an einen weißflügeligen Vogel im Flug erinnerte; andere große Schiffe mit ihrer hoch gestaffelten Last rechteckiger Rahsegel wirkten dagegen fast unansehnlich.

Eines wusste Zachary genau: Erbaut worden war die **Ibis** für den Sklavenhandel. Das war auch der Grund, warum sie den Besitzer gewechselt hatte, denn ihr alter Eigner war zu dem Schluss gekommen, dass sie nicht schnell genug war, um den Fregatten der Royal Navy zu entkommen, die neuerdings vor der westafrikanischen Küste patrouillierten, seit die Sklaverei vom britischen Parlament geächtet worden war. Wie bei manch anderem Sklavenschiff hatten die neuen Besitzer den Schoner im Hinblick auf einen anderen Wirtschaftszweig erworben: den Opiumhandel. Käufer war in diesem Fall eine Firma namens Burnham Bros., ein Schiffahrts- und Handelsunternehmen mit weitverzweigten Interessen in Indien und China.

Die Repräsentanten der neuen Eigner hatten die **Ibis** unverzüglich nach Kalkutta beordert, wo der Chef des Unternehmens, Benjamin Brightwell Burnham, seinen Hauptsitz hatte. Nach ihrer Ankunft sollte sie umgebaut werden, und zu diesem Zweck war Zachary angeheuert worden. Er hatte acht Jahre lang als Schiffszimmermann auf der Gardner-Werft in Fell's Point, Baltimore, gearbeitet und besaß alle erforderlichen Fähigkeiten, um den Umbau des alten Sklavenschiffs zu leiten, doch von der Seefahrt verstand er auch nicht mehr als jeder gewöhnliche Zimmermann - dies war seine erste Seereise. Aber er hatte gerade deshalb angeheuert, weil er die Seemannschaft erlernen wollte, und er ging voll freudiger Erwartung an Bord mit einem Seesack, der kaum mehr enthielt als Kleidung zum Wechseln und eine Blechflöte, die sein Vater ihm geschenkt hatte, als er noch ein Junge war. Auf der **Ibis** machte er eine kurze, aber denkbar harte Lehrzeit durch: Das Logbuch ihrer Reise war fast vom ersten Tag an eine einzige Litanei von Schwierigkeiten. Mr. Burnham hatte es so eilig, seinen Schoner nach Indien zu bekommen, dass die **Ibis** in Baltimore unterbemannt in See ging, mit ganzen neunzehn Mann, von denen neun mit »Hautfarbe schwarz« geführt wurden, unter ihnen auch Zachary. Trotz der zu geringen Besatzung ließ der Proviant an Menge und Güte zu wünschen übrig, und das hatte Anlass zu Misshelligkeiten zwischen Offizieren und Mannschaft gegeben. Dann geriet die **Ibis** in grobe See, und man stellte fest, dass ihre Planken leicht leckten: Zachary entdeckte, dass das Zwischendeck voller Löcher war, die Generationen gefangener Afrikaner in das Holz gekratzt und gebohrt hatten. Die **Ibis** hatte Baumwolle geladen, von der die Kosten der Überfahrt bestritten werden sollten; nun moderten die Ballen und mussten über Bord geworfen werden.

Vor der Küste Patagoniens erzwangen schwere Stürme eine Änderung des Kurses, der die **Ibis** über den Pazifik und um Java Head herum hätte führen sollen. Stattdessen wurde nun das Kap der Guten Hoffnung angesteuert mit dem Ergebnis, dass das Schiff abermals in schweres Wetter geriet und später vierzehn Tage lang in den Kalmen vor sich hin dümpelte. Da die Mannschaft auf halbe Ration gesetzt wurde und von Maden wimmelnden Schiffszwieback und verdorbenes Fleisch essen musste, brach an Bord die Ruhr aus: Noch bevor der Wind wieder auffrischte, waren drei Mann tot, und zwei der schwarzen Besatzungsmitglieder wurden in Ketten gelegt, weil sie das Essen verweigert hatten, das ihnen vorgesetzt wurde. Mit so wenig Leuten an Bord musste Zachary sein Zimmermannswerkzeug beiseitelegen und die Aufgaben eines Vortoppmanns übernehmen.

Dann geschah es, dass der Zweite Steuermann, ein Leuteschinder, den alle schwarzen Besatzungsmitglieder hassten, über Bord fiel und ertrank. Jeder wusste, dass es kein Unfall war, doch die Stimmung an Bord war inzwischen so explosiv, dass der Kapitän, ein scharfzüngiger Bostoner Ire, die Sache auf sich beruhen ließ. Zachary gab als Einziger an Bord ein Gebot ab, als die persönliche Habe des Toten versteigert wurde, und gelangte auf diese Weise in den Besitz eines Sextanten und einer vollen Kleiderkiste.

Da er weder aufs Achterdeck noch aufs Vorschiff gehörte, wurde Zachary schon bald zum Vermittler zwischen den beiden Teilen des Schiffes und übernahm die Pflichten des Zweiten Steuermanns. Er war nicht mehr so unbeleckt wie zu Beginn der Überfahrt, aber auch bei Weitem nicht seinen neuen Aufgaben gewachsen. Seine halbherzigen Bemühungen trugen nicht zur Verbesserung der Moral bei, und als der Schoner in Kapstadt einlief, verkrümelte sich die Mannschaft über Nacht und erzählte überall herum,

wie unerträglich die Verhältnisse an Bord und wie erbärmlich die Bezahlung gewesen sei. Der Ruf der **Ibis** wurde dadurch dermaßen beschädigt, dass kein einziger Amerikaner oder Europäer, nicht einmal der übelste Rauf- und Saufbold, sich überreden ließ, auf dem Schoner anzuheuern. Die einzigen Matrosen, die sich an Bord der **Ibis** wagten, waren Laskaren.

Es war Zacharys erste Begegnung mit dieser Sorte Matrosen. Er hatte die Laskaren immer für ein Volk oder einen Stamm gehalten, wie die Cherokee oder die Sioux; jetzt erfuhr er, dass sie aus weit auseinanderliegenden Weltgegenden stammten und außer dem Indischen Ozean nichts gemeinsam hatten; unter ihnen waren Chinesen und Ostafrikaner, Araber und Malaien, Bengalen und Goaner, Tamilen und Arakanesen. Sie bildeten Gruppen von zehn bis fünfzehn Mann, und jede von ihnen hatte einen Sprecher. Es war unmöglich, diese Trupps auseinanderzureißen – entweder man nahm alle, oder man bekam keinen –, und sie waren zwar billig, hatten aber ihre eigenen Vorstellungen davon, wie viel sie arbeiten würden, was darauf hinauslief, dass man drei bis vier Laskaren für eine Aufgabe brauchte, die ein einziger Vollmatrose gut und gern allein hätte erledigen können. Der Kapitän erklärte sie zur faulsten Bande von Niggern, die er je gesehen habe, aber Zachary fand sie vor allem lächerlich. Schon allein ihre Bekleidung: Ihre Füße waren so nackt wie am Tag ihrer Geburt, und viele besaßen offenbar als einzige Kleidung ein Stück Kambrik, das sie sich um die Körpermitte schlangen. Einige stolzierten in kurzen Hosen mit einer Schnur um den Bauch herum, andere trugen Sarongs, die wie Unterröcke um ihre hageren Beine flatterten, sodass das Deck manchmal dem Salon eines Freudenhauses glich. Wie konnte ein Mann barfuß einen Mast hochklettern, nur mit einem Tuch umwickelt wie ein neugeborenes Kind? Flink und wendig waren sie, das

schon, doch Zachary geriet immer von Neuem aus der Fassung, wenn er sie affengleich in den Wanten hängen sah. Und wenn ihre Sarongs im Wind wehten, wandte er vorsichtshalber den Blick ab, aus Angst vor dem, was er womöglich sehen würde, wenn er nach oben schaute.

Nach langem Überlegen entschied sich der Kapitän für einen Laskarentrupp, der von einem gewissen Serang Ali angeführt wurde. Dieser war eine höchst eindrucksvolle Gestalt, mit einem Gesicht, um das ihn ein Dschingis-Khan beneidet hätte: hager, lang und schmal, mit flinken schwarzen Augen über verwegene schräg geschnittenen Backenknochen. Zwei schütterere Schnurrbartsträhnen hingen ihm aufs Kinn herab und umrahmten einen Mund, der ständig in Bewegung und in den Winkeln leuchtend rot gefärbt war: Es war, als schmatzte er ständig, nachdem er wie ein blutdürstiger Tatar aus den geöffneten Adern einer Stute getrunken hatte. Auch die Auskunft, die Substanz in seinem Mund sei pflanzlicher Herkunft, war nicht dazu angetan, Zachary zu beruhigen: Einmal, als der Serang einen Strom blutroten Safts über Bord spie, fiel ihm auf, dass das Wasser unten von Haifischflossen aufgewühlt wurde. Wie harmlos konnte dieses Betel-Zeug sein, wenn sogar ein Hai es mit Blut verwechselte?

Die Aussicht darauf, mit dieser Mannschaft nach Indien zu segeln, war so unerquicklich, dass der Erste Steuermann ebenfalls verschwand; so eilig hatte er es, von Bord zu kommen, dass er einen Sack Kleider zurückließ. Als man dem Kapitän sagte, dass der Steuermann abgehauen sei, knurrte er: »Hat die Leine gekappt, ja? Kann's ihm nicht mal verdenken. Ich wär auch längst auf und davon, wenn ich mein Geld schon hätte.«

Der nächste Anlaufhafen der **Ibis** sollte die Insel Mauritius sein, wo sie ihre Getreideladung löschen und Ebenholz und anderes Hartholz an Bord nehmen sollte. Da sich bis zum Auslaufen kein anderer Seeoffizier auftreiben ließ, musste

Zachary als Erster Steuermann einspringen. So kam es, dass er infolge von Desertion und Sterbefällen im Lauf einer einzigen Überfahrt vom bloßen Schiffszimmermann zum zweiten Mann an Bord mit eigener Kajüte aufstieg. Das einzig Traurige an seinem Umzug vom Vorschiff nach mittschiffs war, dass dabei seine geliebte Blechflöte verschwand und nicht mehr aufzufinden war.

Bis dahin hatte Zachary auf Weisung des Kapitäns seine Mahlzeiten unter Deck eingenommen - »ich will keine Farbe an meinem Tisch, auch wenn's bloß ein mattes Gelb ist«. Jetzt aber speiste er nicht mehr allein, sondern bestand darauf, dass Zachary sich zu ihm an den Tisch in seiner kleinen Kajüte setzte, wo sie von einer ansehnlichen Schar Laskaren-Schiffsjungen bedient wurden.

Kaum waren sie unter Segeln, da musste Zachary schon wieder einen Lehrgang absolvieren, diesmal hinsichtlich der Sitten und Gebräuche der neuen Mannschaft. Anstelle der üblichen Karten spielten die Männer jetzt auf aus Leinen improvisierten Brettern **pachīsī**, die vertrauten fröhlichen Shantys erklangen in ganz neuen, wüsten und disharmonischen Melodien, und allmählich roch es sogar anders an Bord, nach allen möglichen fremdartigen Gewürzen. Da Zachary neuerdings für die Vorräte zuständig war, musste er sich mit neuartigem Proviant vertraut machen, der nichts mehr mit dem gewohnten Schiffszwieback und Pökelfleisch gemein hatte. Und er musste lernen, **resum** anstelle von Ration zu sagen, und seine Zunge an wildfremde Wörter wie **dāl**, **masālā** und **achār** gewöhnen. Anstelle des normalen englischen Worts für »Steuermann« musste er »Malum« sagen, der Bootsmann hieß nun »Serang«, der Bootsmannsmaat »Tindal« und der Rudergänger »Seacunny«. Eine Unmenge neuer seemännischer Vokabeln musste er sich einprägen, die vage ans Englische erinnerten, aber doch ganz anders klangen: Das »Rigg« hieß nicht mehr **rigging**, sondern **ringīn**,

aus **avast!** für »halt!« wurde **bas!**, und der Ruf der Vormittagswache lautete nicht mehr **all's well**, sondern **alzbel**. Aus dem Deck wurde **tūtak**, die Masten waren **dols**, ein Kommando war ein **hukam**, und anstelle von »Steuerbord« und »Backbord«, »vorn« und »achtern« musste er **jamanā** und **dāvā**, **āgil** und **pīchhil** sagen.

Unverändert blieb die Einteilung der Mannschaft in zwei Wachen, jede unter der Leitung eines Tindals. Die meisten Aufgaben an Bord oblagen den beiden Tindals, und Serang Ali ließ sich die ersten beiden Tage kaum blicken. Doch als Zachary am dritten im Morgengrauen an Deck kam, schallte ihm ein fröhliches »Chin-chin, Malum Zikri!« entgegen. »Schnappi Ham-ham? Was vor Zeug hab in-drin?«

Im ersten Moment war Zachary verblüfft, doch bald stellte er fest, dass er ungewohnt zwanglos mit dem Serang sprechen konnte: Es war, als würde dessen seltsame Sprache seine eigene Zunge lösen. »Serang Ali, wo kommst du her?«, fragte er.

»Serang Ali Rohingya - aus Arakan.«

»Und wo hast du so reden gelernt?«

»Opiumschiff«, lautete die Antwort. »China-Land Yankee-Gentlem immer so red. Auch Kadetts wie Malum Zikri.«

»Ich bin kein Kadett«, stellte Zachary richtig. »Hab als Schiffszimmermann angeheuert.«

»Machnix«, sagte der Serang in väterlich-nachsichtigem Tonfall. »Machnix: All selb-selb. Malum Zikri fix-fix eins-a Gentlem. Wie is: Schon schnappi Weif?«

»Nein«, lachte Zachary. »Und du? Serang Ali schon schnappi Weif?«

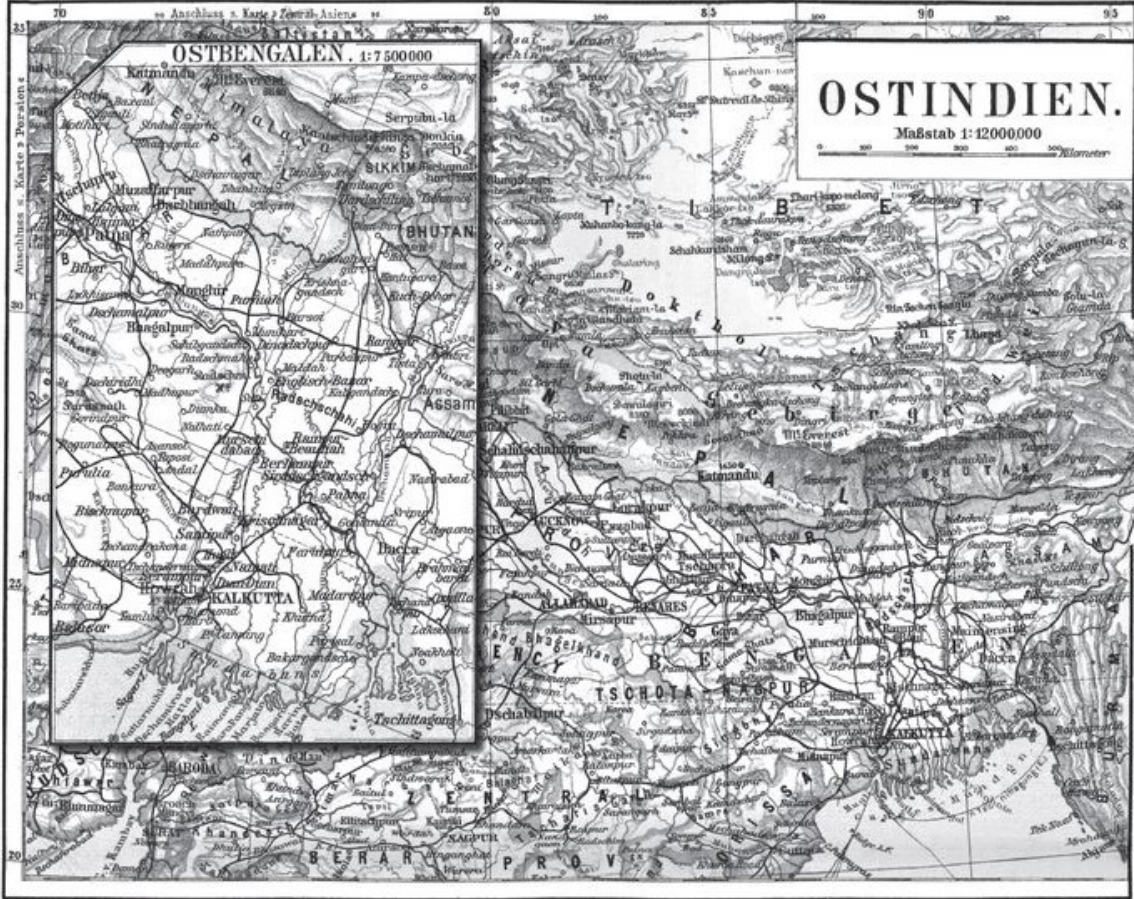
»Serang Ali Weif hab mach sterb«, kam die Antwort. »Geh Himmel auf-auf. Komm Zeit, Serang Ali schnapp ander Stuk Weif ...«

Eine Woche später trat Serang Ali erneut an Zachary heran: »Malum Zikri! Kebbin-Mann fix futschi-futsch. Hab

und einundzwanzigstes Kapitel, (... **uthlé há chhati ke jobanwá ...**) stammen aus Liedersammlungen von Sir George Grierson für seinen Artikel, **Some Bhojpuri folksongs, Journal of the Royal Asiatic Society**, 18, S. 207, 1886.

Ohne die Hilfe von Barney Karpfinger und Roland Phillips hätte die Ibis nie das »Schwarze Wasser« erreicht; James Simpson und Chris Clark haben in entscheidenden Momenten ebenfalls Segel gesetzt; meine Kinder Lila and Nayan führten sie durch schwere Stürme und meine Frau Deborah Baker war die beste Malum von allen: Ich, der einfache Matrose, bin ihnen zu tiefem Dank verpflichtet.

Amitav Ghosh,
Kolkata 2008



OSTBENGALEN. 1:750000

OSTINDIEN.
Maßstab 1:2000000

Anschliess. Karte von Persien

25

25

20

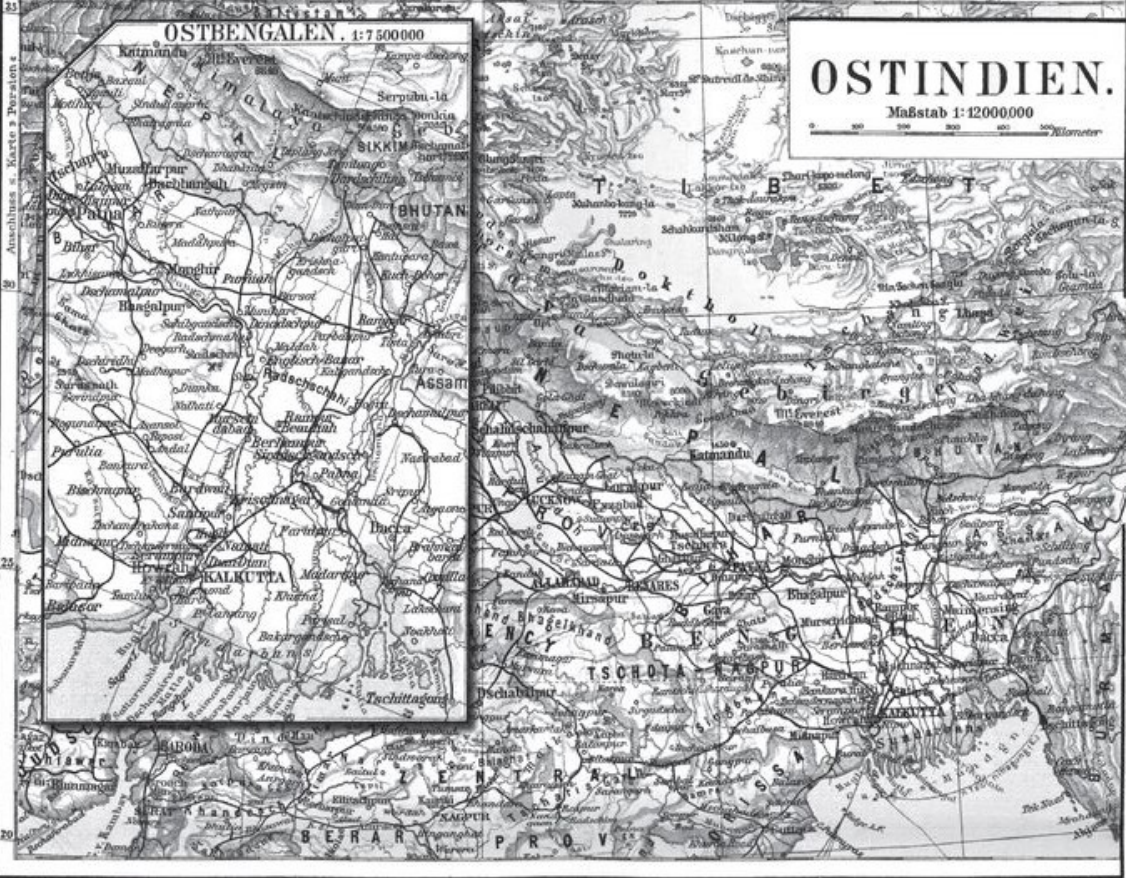
70

80

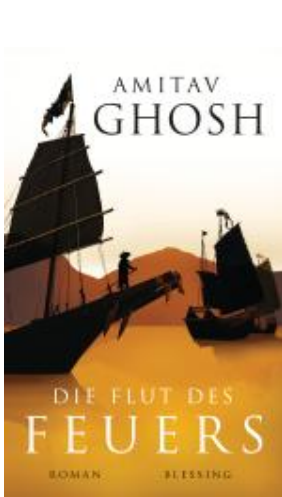
85

90

95



Sie wollen gleich weiterlesen? Unsere Empfehlungen für Sie...



Amitav Ghosh
Die Flut des Feuers

Roman
Karl Blessing Verlag
[Zum Shop](#)



Amitav Ghosh
Der Glaspalast

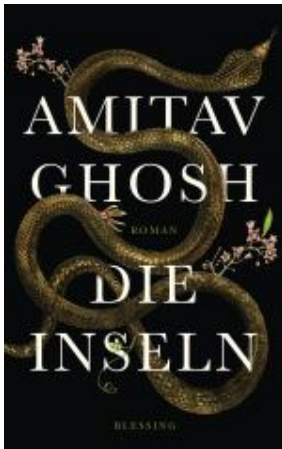
Karl Blessing Verlag
[Zum Shop](#)

Amitav Ghosh
Die große Verblendung



Der Klimawandel als das Udenkbare
Karl Blessing Verlag

[Zum Shop](#)



Amitav Ghosh
Die Inseln

Karl Blessing Verlag

[Zum Shop](#)